

## Starkes deutsches Kino

Bei der Berlinale kehrt Regisseurin Margarethe von Trotta nach 40 Jahren in den Wettbewerb um den Goldenen Bären zurück

Von Kirsten Liese

Das Gesicht der Berlinale hat sich verändert. Glamour aus Hollywood und anspruchsvolle Autorenfilme international renommierter Regisseure, derer man sich in Cannes und Venedig traditionell noch versichert, finden sich zunehmend seltener im Programm, insbesondere als Weltpremierer. Umso stärker ist aber das deutsche Kino mit bedeutenden Namen vertreten.

Regelrecht zu einem historischen Ereignis wurde der Auftritt von Margarethe von Trotta mit ihrem jüngsten Werk „Ingeborg Bachmann – Reise in die Wüste“. Sage und schreibe vor 40 Jahren (!) stand die Regisseurin letztmalig in einem Wettbewerb um den Goldenen Bären mit ihrem Drama „Heller Wahn“. Den Abstand brauchte es wohl, um die Häme, die ihr damals für die Geschichte einer Liebe zweier Frauen entgegenschlug, zu vermeiden. In Venedig, Cannes und Toronto fand ihre Filmkunst stets die große Anerkennung, die Trotta verdiente.

Längst braucht sich die preisgekrönte Autorenfilmerin, die heute am 21. Februar 81 Jahre alt wird und so tiefgründige Porträts wie „Rosa von Luxemburg“ und „Hannah Arendt“ hervorbrachte, nichts mehr zu beweisen.

Eine vergleichbar große Kraft entfaltet das jüngste Werk dennoch nicht. Allein die Blondhaarfrisur macht Vicky Krieps noch nicht zu Ingeborg Bachmann, sie ist mehr sie selbst als die Dichterin. Vor allem nimmt man ihr die schwermütige, tablettensüchtige Intellektuelle nicht so recht ab. Ronald Zehrfeld überzeugt seitens Erscheinung und Typ schon eher als der egozentrische, chauvinistische Max Frisch.

Ungeachtet der realen Vorbilder vermitteln sich aber zumindest lebensnah all die Hindernisse, an denen Künstlerehen oft zerbrechen. Sie fangen allein schon damit an, wenn in einem Haus nicht beide zur selben Zeit die Ruhe finden, die ihre Arbeit einfordert, und sei es nur der Lärm klappernder Tasten auf der Schreibmaschine.



Vicky Krieps als Ingeborg Bachmann in einer Szene des Films „Ingeborg Bachmann – Reise in die Wüste“. Foto: dpa

Um eine verhängnisvolle amour fou geht es auch in Emily Atefs bewegendem Drama „Irgendwann werden wir uns alles erzählen“, ein bärenwürdiger Anwärter unter den fünf deutschen Beiträgen.

Eine 18-jährige Außenseiterin, die sich in hohe Literatur vertieft, anstatt zur Schule zu gehen, verfällt darin einem doppelt so alten Bauern, der sie zuerst übergriffig verführt, sie aber nicht mehr loswird, als ihn das schlechte Gewissen überkommt. Ihr körperliches Begehren wird für diese Maria (großartig Marlene Burow), die mit ihrer Faszination für die hohe Literatur ohnehin schon anders ist als andere Frauen ihres Alters, zu einer Obsession. Und wie bei Anna Karenina oder Madame Bovary – den großen Liebenden der Weltliteratur, an die man unweigerlich denkt, auch wenn ihre Liebhaber nicht so viel älter waren – nimmt

die Affäre ein tragisches Ende. An den Rändern gibt Atef bei alledem sehr berührend Einblicke in das Leben in der thüringischen Provinz kurz nach dem Zusammenbruch der DDR, zwischen Aufbruch, Depression und Landflucht.

Da bei ihrer arbeitslosen Mutter (Jördis Triebel) zu wenig Platz für sie ist, wohnt Maria zusammen mit ihrem Freund auf dem Hof von seinen Eltern. Dieser Johannes ist ein herzenguter, einfältiger junger Mann und ahnt nichts von der Affäre, die Maria vor ihm und allen anderen verschweigt. Aber die Sorge darum, ob und wie lange das gut geht, nährt die Spannung.

Seine Stärke bezieht dieses Porträt aber besonders daraus, dass Burow aus dieser Maria kein Opfer macht, sondern eine eigenwillige, vielschichtige Figur, die sich nicht so leicht in ein Schema ein-

fügt, ihre Lust für sich gegen jedwede moralische Hürden einfordert.

Ein ungewöhnliches Stück deutsches Kino fand sich zudem in der Nebenreihe „Panorama“ mit „Sisi und ich“, nach Marie Kreutzers „Corsage“ eine weitere wilde Neuinterpretation des Sisi-Mythos von Frauke Finsterwalder. Ihre Heldin verbindet mit der realen österreichischen Kaiserin Elisabeth nur deren Essstörungen, die Entfremdung mit ihrem Ehemann und die langen Abwesenheiten vom Wiener Hof. Ansonsten ist Finsterwalders Sisi eine bisexuelle Frau des 21. Jahrhunderts, feministisch in ihren kühnen Ansichten, umgeben von allerhand androgynen und queeren Kameraden. Susanne Wolff gibt ihr ein apartes Gesicht, im Künstlerischen aber überzeugt die anachronistisch mit viel Popmusik garnierte Geschichte allerdings weniger.